

**Über Gehirne, Geschlecht und Emotionen
Rezension: Nicole C. Karafyllis, Gotlind Ulshöfer (Hg.):
*Sexualized Brains. Science Modeling of Emotional
Intelligence from a Cultural Perspective.* Cambridge
Massachusetts u.a. 2008.**

Verena Schuh

Emotionale Intelligenz ist seit der populärwissenschaftlichen Veröffentlichung Daniel Golemans *Emotional Intelligence: Why It Can Matter More Than IQ* von 1995 zum geflügelten Wort geworden. Im Anschluss an Goleman wird emotionale Intelligenz hinlänglich als erlernbare und trainierbare Fähigkeit zur Regulation der eigenen und fremder Emotionen, sowie zur Empathie verstanden. Das breite Forschungsinteresse zu diesem Bereich hat dabei den Rahmen der Neurowissenschaften längst verlassen und Einzug in andere wissenschaftliche Disziplinen gehalten.

Ziel des Buches ist es, Licht in das Dickicht des Diskurses emotionaler Intelligenz zu werfen und kritisch die Bedingungen und Implikationen herauszuarbeiten, nach denen Emotionen kulturell und wissenschaftlich in einen Komplex gesellschaftlicher Strukturen eingefasst sind und Kategorisierungen, wie Geschlecht zugeordnet werden. Das Buch schildert den mitunter weiten und mäandernden Weg, den ein wissenschaftlicher Ansatz von

dem Ort seiner Genese als epistemisches Objekt zu seinen Transformationen nehmen kann.

Die ausführliche Einleitung setzt den Rahmen des Buches, hier werden sowohl der aktuelle Stand neurowissenschaftlichen Forschung zu emotionaler Intelligenz und die Adaption der Ergebnisse durch andere Disziplinen, wie Erziehungswissenschaften, Psychologie, Wirtschaftswissenschaften, Kulturwissenschaften etc., sowie kritische Reaktionen u.a. aus feministischer Richtung, umrissen. Verschiedene stereotype Vorurteile und Rollenklischees würden nun vermehrt auf männliche und weibliche Gehirne projiziert. So sei das Hirn als boundary object zu einer heteronormativen Instanz geworden. Anliegen des Buches ist es, den Unterschied zwischen Hirnkapazität und den Fähigkeiten einer Person klar heraus zu streichen.

Mit insgesamt dreizehn Beiträgen ist das Buch in vier Themenschwerpunkte untergliedert. Hierunter fallen ein wissenschaftshistorisches Kapitel, ein wissenschaftstheoretisches, ein sozioökonomisches und ein kulturwissenschaftlich/medienwissenschaftliches Kapitel.

Im ersten Kapitel „Historical Analysis: Cultural and Scientific Forces“ veröffentlichen die Autoren Michael Hagner, Robert A. Nye und William M. Reddy.

Auch wenn der Historiker Nye in seinem Beitrag „The Biological Foundations of Our Modern Concept of Gender“ nicht explizit auf emotionale Intelligenz eingeht, macht er auf die Gefahr der unklaren inhaltlichen Belegung der Begriffe Sex und Gender aufmerksam, welche implizit auch in den folgenden Beiträgen mitschwingt. Bis heute halte die Tendenz an, dass keine trennscharfe Unterscheidung vorgenommen werde, vielmehr die Begriffe nicht nur diffundieren, sondern inhaltlich zusammen geschoben werden. Nye zufolge haben die Begriffe Sex und Gender je eine Bedeutungsverschiebung durchlaufen. So seien unter dem Begriff Sex bis 1750 neben körperlichen Unterschieden auch Unterschiede von Geschlechterrollen gefasst worden, sowie Sex als biologische Größe seit dem 18. Jahrhundert rollenspezifisch konnotiert gewesen. Seine These lautet demnach, dass die binäre geschlechterdifferenzierende Struktur die Kategorien zwar je modifiziere, die Asymmetrie doch historisch zumeist überdauern. Nyes Argumentation folgend, liegt eine geschlechterabhängige Benachteiligung und Diskriminierung in der Struktur des Rollensystems, da es sich erstaunlich an die jewei-

ligen historischen und kulturellen Bedingungen anpasse. So bestimme das jeweilige historische, kulturelle Gender-System das Verständnis biologischer Materialität. Es stellt sich somit die Frage, wie fortschrittlich die heutige Berufung auf die Kategorie Gender sei und inwieweit ihr Gebrauch vor einem biologischen Determinismus oder der Festschreibung stereotyper Rollenbilder schütze.

Das zweite Kapitel „Emotions in the Laboratories: Methods and Impacts“ beinhaltet Beiträge der Autorinnen Bärbel Hüsing, Myriam N. Bechtholdt und des Autors Richard D. Roberts. Eine gute Übersicht über die widersprüchliche Begriffsgeschichte emotionaler Intelligenz, die uneinheitlichen Auslegungen des Begriffs, den Gebrauch verschiedener Testverfahren und die daraus abgeleiteten Aussagen zu Geschlecht oder Arbeitsleistung, bietet der Artikel „Emotional Intelligence, Professional Qualifications, and Psychologists' Need for Gender Research“ der Arbeits- und Organisationspsychologin Myriam N. Bechtholdt. So kam es bereits 1986 durch den Psychologen Wayne Payne zur ersten Begriffsprägung. 1990 folgten weitere wissenschaftliche Veröffentlichungen von den Psychologen Peter Salovey und John Mayer. Das wissenschaftliche Interesse gegenüber dem Thema war jedoch jeweils gering. Dies sollte sich erst 1995 mit der populärwissenschaftlichen Veröffentlichung Golemans ändern, die sowohl bei der Öffentlichkeit als auch in verschiedenen wissenschaftlichen Bereichen, wie Pädagogik oder Wirtschaftswissenschaft auf große Aufmerksamkeit stieß. Laut Bechtholdt, habe sich der Inhalt des Begriffs hierbei jedoch verschoben. In den frühen Berichten werde emotionale Intelligenz als Unteraspekt sozialer Intelligenz der generellen Intelligenz zugerechnet. Ein Verständnis, das bis heute in der Intelligenz-Forschung anhalte. In dem an Golemans populärwissenschaftlichen Thesen angelehnten Verständnis von emotionaler Intelligenz werden hingegen Ergebnisse aus den Neuroscience mit anderen wissenschaftlichen Bereichen verbunden. Die hier angeführten Fähigkeiten und Persönlichkeitsmerkmale, wie Selbstkontrolle, Beharrlichkeit und Hoffnung gelten in der Intelligenz Forschung nicht als Indikatoren des eigenen Forschungsgegenstandes. Weiterer Dissens herrsche in der Forschungslandschaft ebenfalls über die Aussagekraft verschiedener Mess- und Testverfahren, wie über Auswirkungen emotionaler Intelligenz auf die Qualitäten von Arbeitnehmern. Zwar könne ein hoher emotionaler Intelligenzquotient zu erhöhter Zufriedenheit am Arbeitsplatz, verstärkter Teamfähigkeit und Erfolg

führen. Andererseits könne ein hoher emotionaler Intelligenzquotient ebenso zu erhöhtem Stress und Krankheitsanfälligkeit führen. Geschlechterdifferenzen ließen sich ebenso wenig eindeutig zuweisen. Von Einigkeit in diesem Bereich kann also keine Rede sein.

Im dritten Kapitel „Socioeconomic Context: Emotional Brains at Work“ gehen die Autorinnen Eva Illouz, Carmen Baumeler und Gotlind Ulshöfer den Auswirkungen des Konzepts von emotionaler Intelligenz auf die Arbeitsmarktpolitik nach. Die Soziologin Carmen Baumeler vertritt in ihrem Artikel „Technologies of the Emotional Self: Affective Computing and the ‘Enhanced Second Skin’ for Flexible Employees“ die These, dass emotionale Intelligenz für die Arbeitnehmerschaft im flexiblen Kapitalismus zu einer Anpassungstechnik des Selbst im foucaultschen Sinne geworden sei. Emotionale Intelligenz sei somit zu einem Symbol neuer Rationalität am Arbeitsplatz geworden. Dem geht die Annahme voraus, dass emotionale Intelligenz als Selbstregulationspraxis trainierbar sei – das produktive Subjekt somit sowohl Verantwortung für sich selbst als auch für den Erfolg des Unternehmens trage. Diese Optimierungstendenzen enden jedoch nicht mit Selbstregulierungen, sondern haben bereits Eintritt in andere wissenschaftliche Bereiche, wie „affective computing“ gehalten. Auch wenn nach Goleman emotionale Intelligenz genderneutral ist, werden bei genauerer Betrachtung Geschlechteraspekte offensichtlich. Die Annahme von Neutralität verdecke vielmehr bereits geschlechterrelevante Strukturen in Organisationen und Unternehmen. Die männlich konnotierten Strukturen des Konzepts Subjekt als ökonomisch produktive Größe werden ebenfalls ausgeblendet und verstärken somit soziale Ungleichheiten.

Das vierte und letzte Kapitel „Self Representations: The Human Person und Her Emotional Media“ wird von den Autorinnen Kathrin Fahlenbrach, Anne Bartsch, Nicole C. Karafyllis und dem Autor Malte Christian Gruber bestritten. Die Medienwissenschaftlerinnen Kathrin Fahlenbrach und Anne Bartsch thematisieren in ihrem Artikel „Emotional Intelligence at the Interface of Brain Function, Communication, and Culture: The Role of Media Aesthetics in Shaping Empathy“ den Zusammenhang von Massenmedien und emotionaler Intelligenz anhand von Hirnfunktionen. So wirke ästhetische Repräsentation als Darbietung von Emotionen in audiovisuellen Medien auf allen Ebenen emotionaler Erfahrung. Bei den Betrachtern werden hierbei die Fähigkeiten Gefühle zu verstehen und zu evaluieren über Medien verstärkt.

Emotionale Intelligenz, so referieren die Autorinnen, greife hierbei auf ein ganzes neuronales Netzwerk zurück. Selbstreflektion, strategisches Planen und Selbstkontrolle seien eine Mischung aus angeborenen Fähigkeiten und Hirnfunktionen, die sowohl auf persönliche Erfahrungen, soziale Kommunikation und Kultur einwirken. Als natürlicher Entwicklungsprozess werde emotionale Intelligenz den Kindern durch z.B. die Art und Weise des Umgangs der Eltern untereinander durch geschlechterspezifische Meta-Emotionen vermittelt. Beim Mediengebrauch äußere sich dies z.B. durch eine geschlechterdifferente Vorliebe im Medium Film. So bevorzugten Männer und Jungen die Genres Thriller, Horror- und Actionfilm, die mit den Emotionen Angst und Aggression operieren, während Frauen und Mädchen die Emotionen Melancholie, Mitgefühl und Empathie und somit das Genre Melodram bevorzugten. Emotionale Intelligenz werde somit durch entsprechenden geschlechtsspezifischen Mediengebrauch verstärkt.

Das Buch bietet sicherlich eine große interdisziplinäre Bandbreite verschiedener Möglichkeiten sich emotionaler Intelligenz zu nähern. Leider schwimmt dabei bisweilen der eigentliche Gegenstandsbereich und emotionale Intelligenz wird unkommentiert von einem anfänglichen vorläufigen epistemischen Objekt zu einer festen wissenschaftlichen Tatsache. Das Vorhaben des Buches, Licht ins Dunkel zu bringen und je den wissenschaftlichen Umgang mit dem Konzept emotionaler Intelligenz kritisch zu hinterfragen, wird somit nur zum Teil eingehalten. Zwar bietet das erste Kapitel eine gute Einführung in die historischen Kontexte des Themas und das dritte Kapitel schildert kritisch wie emotionale Intelligenz, in andere Disziplinen überführt, zur unhinterfragten wissenschaftlichen Tatsache wird sowie die Problematiken, die daraus erwachsen; im vierten Kapitel hingegen mangelt es bisweilen an Kritik an der Wissenstransformation. So wird mit Hilfe emotionaler Intelligenz als Erklärungsansatz z.B. bei Fahlenbrach und Bartsch geschlechterstereotyper Mediengebrauch reproduziert anstelle dies zu hinterfragen. Im dritten Kapitel wäre es zum Teil wünschenswert gewesen, reflektierten die Naturwissenschaft und Psychologie stärker ihre eigenen Axiome hinsichtlich des Versuchsaufbaus und der Versuchsobjekte, sowie der sich daraus ergebenden geschlechterdiffernten Ergebnisse.

Autorin

Verena Schuh hat freie Kunst an der Ruhr-Akademie Schwerte sowie Philosophie und Sozialpsychologie auf B.A. in Bochum studiert. Momentan schließt sie das Masterstudium der Gender Studies und Philosophie ab und arbeitet als Wissenschaftliche Hilfskraft am Lehrstuhl für Gender Studies an der Ruhr-Universität Bochum.

Kontakt: Verena.Schuh@ruhr-uni-bochum.de